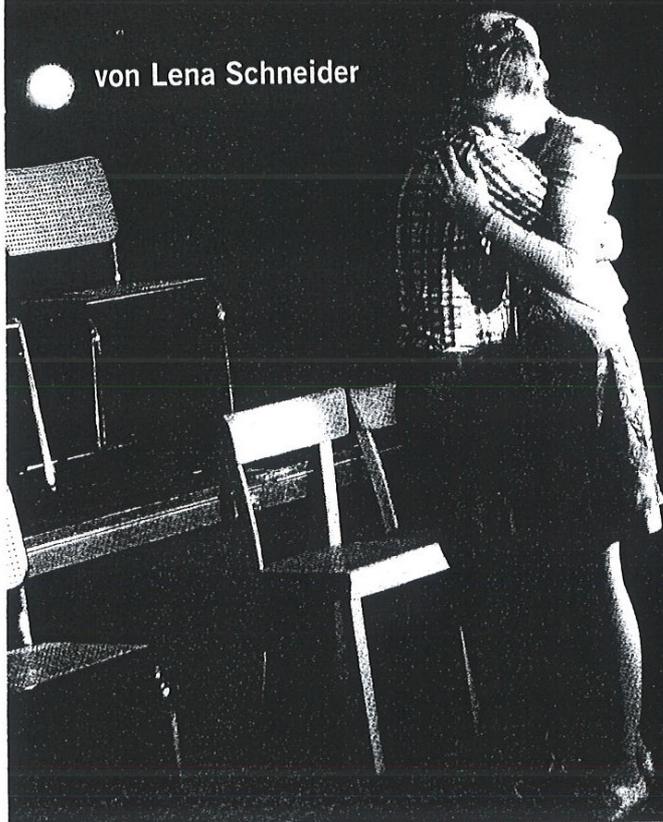


Theater der Zeit, Oktoberausgabe 2011

Der Himmel des Unglücks ist blau

Mit dem Festivalmarathon Spieltriebe wirft sich das Theater Osnabrück in die erste Spielzeit unter Ralf Waldschmidt – und fragt nach den Folgen von 9/11

von Lena Schneider



Frisch ausgelegter Teppich oder der Staub der letzten Jahrzehnte? Schwer zu sagen, was das für ein Geruch ist, der im Büro von Annette Pullen in der Luft liegt. Der Raum der neuen leitenden Regisseurin am Theater Osnabrück ist ein Ort im Wartezustand: Die Regale leer, die Wände auch, auf dem Tisch eine aufgeklappte Karte der Innenstadt. Nach acht Jahren als freie Regisseurin ist der Posten in Osnabrück für sie die erste längere Bindung an ein Haus. Man kann sich die charmant flirrende Frau kaum lange an einem Ort vorstellen.

Mindestens zweimal hat sie zu- und wieder abgesagt, erzählt der Intendant Ralf Waldschmidt später, lachend. Ein bisschen Drama muss schon sein, wirft Annette Pullen da zurück – und man ahnt, was das für ein Gefüge ist, das die beiden in Osnabrück zueinander geführt hat. Hier die emphatische, euphorisierende Künstlerin, die vor allem einen emotionalen Zugang zum Theater sucht. Die sagt: „Für mich hat Theater viel mit Instinkt und Intuition zu tun.“ Auf der anderen Seite der dramaturgisch denkende Kniffler, der in den letzten Jahren in Augsburg Operndirektor war und von sich sagt, bei ihm dauere eben manches ein bisschen länger. Einer, dem es bis vor Kurzem nicht eingefallen wäre, sich überhaupt um eine Intendanz zu bewerben, der dem Theaterbetrieb ein bisschen Langsamkeit und Konzentration zurückgeben will. Beide wollen in Osnabrück nicht als Besserwisser antreten, wollen sich die Stadt schrittweise und mit Beharrlichkeit erschließen. Wollen nicht der Tagesaktualität hinterherrennen, nicht immer die Schnellsten und Neuesten sein, aber auch nicht „aus Prinzip“ alles anders machen als der Vorgänger Holger Schultze, der das Haus bestens aufgestellt in Richtung Heidelberg verlassen hat. An diesem Samstagmittag sind sie ein bisschen erschöpft nach dem Kraftakt des Auftakts und finden fast überrascht: Jetzt wissen wir, dass es funktionieren kann.

Der Auftakt, das Festival Spieltriebe, etabliert von Waldschmidts Vorgänger, ist für eine Suche in die Stadt hinein tatsächlich der denkbar günstigste, weil übermäßigste Rahmen. 14 Premieren, in fünf parallelen Routen quer durch die Stadt! Je nach Route geht es durch die Innenstadt, auf den Gertrudenberg in die Räume einer Psychiatrie, auf den Piesberg über Industrieländchen – oder auf eines der sechs Kasernengelände der Stadt. Das lässt aufhorchen: Osnabrück, das sich mit Bezug auf den Westfälischen Frieden von 1648 stolz und vermarktungstauglich „Friedensstadt“ nennt, war bis 2009 Standort für den größten Truppenverband britischer Truppen außerhalb Großbritanniens. Osnabrück, die Kriegsstadt?

So weit geht Ralf Waldschmidt im Motto für seine ersten Spieltriebe nicht. „Entsichert“ hat er sie genannt und bezieht sich

Wer sich dieser Stadt nähert, das ahnt man, kommt am Christentum und seinen Grundsätzen nicht vorbei

damit auf den Zeitpunkt, zu dem dieses Festival stattfindet. Die Anschläge auf das World Trade Center sind in diesem September genau zehn Jahre her. Um die Differenz zu damals, darum, wie die Welt sich seitdem verändert hat, sollte es gehen – die Themen der Stadt immer im Blick. Die Friedensutopie des Christentums, die sich in ihrer institutionalisierten Form von Anfang an untergraben hat, hat Waldschmidt als von außen Kommenden von Anfang an in Osnabrück fasziniert: Nicht umsonst wurde das Osnabrücker Theater gleich neben dem Dom erbaut, sagt er. Dazu, zur Idee der Friedensstadt, habe das Theater bislang nicht genug Position bezogen. Das Gewese auf dem Theatervorplatz an diesem Septembertag gibt ihm recht: Während das Theater seinen Einstand feierte, lud der Osnabrücker Bischof zum Großevent, um das 20. Jubiläum seiner Bischofsweihe zu feiern – mit 5000 Zuschauern, wie später zu lesen ist. Wer sich dieser Stadt nähert, das ahnt man, kommt am Christentum und seinen Grundsätzen nicht vorbei.

Anders grundsätzlich beginnen sie dann auch, die Spieltriebe. In seiner Inszenierung „Tod einer Hündin“ verknüpft Regisseur Alexander May Euripides' „Troerinnen“ und „Hekabe“ mit Textauszügen von Dea Lohers „Land ohne Worte“ und einer Neukomposition von Sidney Corbett. Zu Anfang steht da Poseidon (Thomas Kienast), zottelhaarig und in Lederkluft, oben auf den Zinnen des Theaters, um sich „mal anzugucken, was aus unserer Stadt geworden ist“. Troja ist überall: Immer das Gleiche, stellt Poseidon grimmig fest – und beschließt dann gemeinsam mit Athene,

den Griechen bei der Zerstörung der Stadt zu helfen. Auch Zerstörung ist überall – sogar in Osnabrück, wird die italienische Autorin Letizia Russo, deren Stück „Hundegrab“ im ehemaligen Supermarkt der Kaserne am Limberg von Felix Meyer-Christian inszeniert wurde, später sagen. Man muss nur genau genug hinschauen: Die Stadt wurde im Zweiten Weltkrieg zu großen Teilen zerbombt, das „alte Zentrum“ der Stadt entpuppt sich auf den zweiten Blick als Hülle für den Alles-wieder-gut-Gestus der fünfziger und sechziger Jahre – und erzählt ebenso von Krieg und Zerstörung wie die Präsenz der Kasernen. Wie das Theater der „glücklichsten Stadt Deutschlands“ mit dieser Präsenz umgeht, das wird noch herauszubekommen zu sein.

Zunächst aber geht es beim Festivalauftakt drinnen auf der Bühne weiter mit den Konsequenzen der göttlichen Launen: Wir treffen auf Hekabe (Christel Leuner), die Königin Trojas, beklagenswerte Klagende, die der Opferung ihres letzten noch lebenden Kindes zusehen muss. Der Abend ist ein Gleichnis auf die perfide Logik von Krieg und Zerstörung: Wo Gewalt herrscht, wird immer auch Gewalt erzeugt. Es ist ein so allgemeingültiger, zart bildungshudelig wie auch durchschaubarer Einstieg in die Thematik des Festivals. Die Animationen von Thomas Limpinsel zeigen am Ende ein Knäuel aus schwarzen Linien, das sich zur zähnefletschenden Hündin auswächst: Hekabe im Bluttausch.

Wie viel leiser und konkreter ist da „Wenn die Sonne immer noch so schön scheint“ von Frank Abt. Gemeinsam mit dem Journalisten Dirk Schneider hat er Menschen in Osnabrück befragt,

Vom Glück nach dem Unglück – Im weltentrückten Ambiente des ehemaligen Mannschaftskasinos einer Kaserne inszeniert Frank Abt mit „Wenn die Sonne immer noch so schön scheint“ Erinnerungen von Osnabrücker Bürgern an den 11. September. Foto Jörg Landsberg



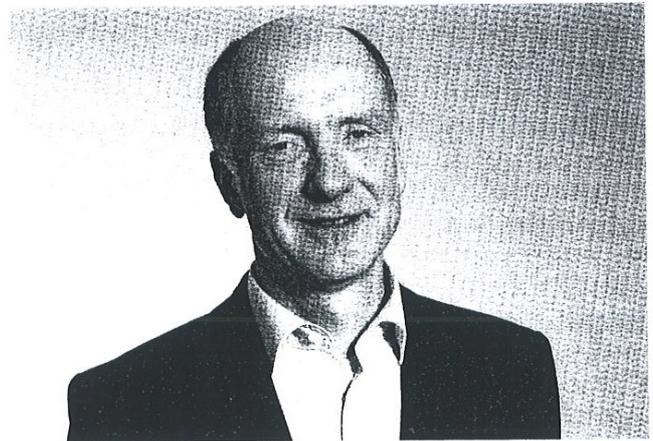
Ein Konversationsstück, dessen Thema eben Krieg ist – Franziska Arndt gibt die scharfkantig süffisante Moderatorin in Theresia Walsers „Eine Stille für Frau Schirakesch“. Foto Jörg Landsberg

wie sie sich an den 11. September 2001 erinnern – ein Feuerwehrmann taucht auf, eine Muslima, ein Ehepaar, das damals in einem Flugzeug nach Washington saß, ein Organist. „Das sah gespenstisch ordentlich aus“, sagt der einmal über den Tag, als die Flugzeuge ins World Trade Center stürzten, „und der Himmel war gar nicht apokalyptisch, sondern blau.“ Es sind kleine, alltägliche, ratlose Beobachtungen wie diese, die Abts Arbeit berührend, weil zutiefst menschlich machen. Vier junge Ensemblemitglieder (Ellen Céline Günther, Stephanie Schadeweg, Patrick Berg und Marcus Herting) sitzen dabei verstreut in einer Landschaft aus leeren Stühlen. Immer wieder fressen sich Momente der Stille in die Erzählungen, Lücken im Gesagten. Noch die einfachsten Erinnerungen werden so im staubig-welentrückten Ambiente des ehemaligen Mannschaftskasinos der Kaserne am Limberg bedeutend, nur ganz selten auch bedeutungsschwanger. Und es geht weniger um das Gefühl von Bedrohung als um das Glück, zu (über-)leben. Um das, was sich nicht erzählen lässt, um den Preis der Verdrängung, ohne den ein Glück nach dem Unglück nicht möglich wäre. „Was soll ich denn sagen, wie’s war? Staubig war’s“, sagt die Soldatin. So einfach, so schwierig ist das. Sie war nach 9/11 ein halbes Jahr in Afghanistan.

Brachialer packt Theresia Walser das Thema Krieg an. Sie hat Osnabrück (und dem Kooperationspartner Freiburg) eine deftige Groteske darüber geschrieben. Obwohl: Eigentlich sei ihr Stück keine Kriegsgroteske, sondern eine „groteske Gesprächstragödie“ stellte sie in der Autorenmatinee klar. Und behält recht: „Eine Stille für Frau Schirakesch“ ist ein Konversationsstück, dessen Thema eben Krieg ist, unter anderem. Eine Talkshowmasterin (scharfkantig süffisant: Franziska Arndt) hat zum Gespräch eingeladen – und zwar eine Soldatin (Magdalena Helmig), deren Vater (Martin Schwartengraber), einen General (Mathias Lodd) und, als krönenden Farcegaranten, zwei Schönheitsköniginnen (Jennifer Lorenz und Claudia Wiedemer). Alle zusammen wollen nun ge-

gen die Steinigung einer Frau in besagtem Land protestieren – durch einen medialen Moment der Stille. Natürlich sind die fünf nicht still. Sie zerschwätzen die Wartezeit bis zur Sendung mit Plattitüden über Armut und Mitleid, Politik, Krieg und Sexismus. Das ist so bunt und so durcheinander, wie es klingt – und auf der Bühne auch reichlich banal. Natürlich: Um eben das, die Banalität des Medienbetriebs, um zurechtgestutzte Wahrheiten und Doppelmoral (wir wollen doch nur helfen, aber vor allem verdienen), wird es Walser wohl gehen. Annette Pullen aber wirft uns das Stück so leichthändig und unterhaltsam zu, dass einen fast das Gefühl beschleicht, hier würde irgendwie auf TheaterEbene das fortgeführt, was das Stück an den Medien kritisiert: Zufütterung von schweren Themen, mundgerecht.

Am Ende des Spieltriebe-Marathons schließt sich der Bogen, die Zuschauer finden von ihren verschiedenen Routen zurück ins Theater am Domhof. Nachdem Hekabe sich als Hündin ins Meer gestürzt hat, räumen die Schauspieler die Bühne, und zehn Violinisten und eine Sopranistin halten Einzug, um die Komposition von Sidney Corbett zu spielen. Ein abrupter Schluss ist das, erst beim Ins-Libretto-Schauen fügt er sich ein in die perfide Logik, die schon Euripides erkannte und die die Spieltriebe untersuchten. „Weg zu den Wolken“ heißt das Stück, es ist die Vertonung eines Gedichts des palästinensischen Dichters Mahmoud Darwish: „Ich bin noch da / Aber du kehrst nicht so zurück, wie ich dich verließ / Du kehrst nicht so zurück und ich kehre nicht zurück / Und der Rhythmus vollendet den Kreis“. Auch hier gilt, wie für die Friedensstadt Osnabrück: Was zählt, ist der zweite Blick. //



Ralf Waldschmidt

1958 in Hanau am Main geboren, ist Dramaturg und Intendant. Nach dem Studium der Anglistik, Germanistik und Theaterwissenschaft arbeitete er an renommierten Theatern und Opernhäusern als Dramaturg, am Theater Bremen auch als stellvertretender Intendant. Ein besonderer Arbeitsschwerpunkt Waldschmidts ist das Musiktheater; zuletzt war er von 2007 bis 2011 Operndirektor des Theaters Augsburg. Seit der Spielzeit 2011/12 ist er Intendant des Theaters Osnabrück. Foto Jörg Landsberg